



Arge für Obdachlose

Kupfermuckn

Straßenzeitung von Randgruppen und sozial Benachteiligten

FEBRUAR 2022 | 1 Euro bleibt den VerkäuferInnen | Achten Sie auf den Verkaufsausweis

2 Euro



IM WINTER AUF DER STRASSE

Die Straßenzzeitung Kupfermuckn ist ein Angebot zur Selbsthilfe für Wohnungslose und für Menschen an oder unter der Armutsgrenze. Unsere Zeitung versteht sich als Sprachrohr für Randgruppen und deren Anliegen. Der Zeitungsverkauf und das Schreiben bringen neben dem Zuverdienst das Gefühl, gemeinsam etwas geschaffen zu haben. Von Wohnungslosigkeit Betroffene bilden mit Mitarbeitern des Vereins »Arge für Obdachlose« in partnerschaftlichem Verhältnis die Redaktion.

Redaktion

Straßenzzeitung Kupfermuckn, Marienstraße 11, 4020 Linz, Tel. 0732/770805-13, kupfermuckn@arge-obdachlose.at, www.kupfermuckn.at

Projektleitung, Koordination, Layout, Fotos:

Heinz Zauner (hz), Chefredakteur
Daniela Wäger (dw), Leitung Redaktion
Christian Wögerbauer (cw), Redaktion
Katharina Krizsanits (kk), Vertrieb, Layout, Redaktion

Redakteure: Anna Maria, August, Christine, Claudia, Helmut, Heinz, Hermann, Johannes, Leo, Manfred F., Manfred R., Manfred S., Sonja, Ursula, Walter;

Titelfoto (cw): Verkäufer Anton trotz der Kälte
Auflage: 25.000 Exemplare

Bankverbindung und Spendenkonto

Arge für Obdachlose, Marienstraße 11, 4020 Linz
IBAN: AT46186000010635860, BIC: VKBLAT2L

Ausgabe in Linz, Wels, Steyr und Vöcklabruck

Menschen, die in Armut leben und ihren Lebensmittelpunkt in Oberösterreich haben, können sich Montag bis Freitag zwischen 8 und 12 Uhr bei den Ausgabestellen melden und erhalten einen Verkäuferausweis. 50 Prozent des Verkaufspreises verbleiben den Verkäufern.

Arge für Obdachlose, Marienstraße 11, 4020 Linz, Tel., 0732/770805-19

Soziales Wohnservice Wels, E 37, Salzburgerstraße 46, 4600 Wels, Tel. 07242/290663

Verein Wohnen Steyr, B 29, Hessenplatz 3, 4400 Steyr, Tel. 07252/50 211

Verein Wohnungslosenhilfe Mosaik, Gmundner Straße 102, 4840 Vöcklabruck, Tel. 07672/75145

Medieninhaber und Herausgeber

Vorstand des Vereines »Arge für Obdachlose«, Vorsitzende Mag.^a Elisabeth Paulischin, Marienstraße 11, 4020 Linz, www.arge-obdachlose.at



International

Die Kupfermuckn ist Mitglied beim »International Network of Street Papers« INSP
www.street-papers.com

Zum Thema: »Saufen bis zum bitteren Ende«

Sehr geehrtes Redaktions-Team! Ich bin Alkoholiker, seit vielen Jahren trocken und aktives Mitglied der Anonymen Alkoholiker (AA) in Linz. Ich besuche regelmäßig die Gruppe im NMC am Freitag um 19.00 Uhr. Die Kupfermuckn lese ich regelmäßig und natürlich hat mich das Thema »Saufen bis zum bitteren Ende« speziell interessiert. Ich bin froh, dass ich so viel Glück hatte, vor Jahren bei den »Barmherzigen Brüdern« gelandet zu sein und dort die Anonymen Alkoholiker kennen und lieben gelernt habe. Dort konnte ich akzeptieren, dass ich dem Alkohol gegenüber machtlos bin und mein Leben (ohne fremde Hilfe) nicht meistern konnte. Die Meetings haben mir geholfen, das erste Glas nicht zu trinken und meine Sucht zum Stillstand zu bringen. Mir ist bewusst, dass in all den Jahren, in denen ich AA-Gruppen in Linz besucht habe, nicht viele Obdachlose bei uns aufgetaucht sind. Insofern bin ich auch wenig überrascht, dass weder in den Lebensgeschichten noch in dem letzten Beitrag in der Kupfermuckn die Anonymen Alkoholiker vorgekommen sind. Das könnte sich ja auch ändern. Je-

der und Jede, die den Wunsch hat, mit dem Trinken aufzuhören ist in den AA-Meetings willkommen. In Linz gibt es täglich, in fast allen Bezirken wöchentlich die Möglichkeit, ein Meeting zu besuchen. Im Internet unter www.anonyme-alkoholiker.at findet man alle Termine aufgelistet, zusätzlich gibt es auch die Möglichkeit sich beim AA Telefon (0664-2072020) zu informieren. Mir ist es wichtig, dass Menschen, die es schwerer haben als ich es gehabt habe, von den Anonymen Alkoholikern erfahren, weil die AA helfen weltweit, auch in Linz. Freundliche Grüße, *Werner R.*



Ein Lob an die ARGE-Mitarbeiter

Sehr geehrtes ARGE-Team! Ich bin durch die Zeitung »Kupfermuckn« auf Sie und Ihre wertvolle Arbeit aufmerksam geworden. Ich hoffe, Sie freuen sich über meine Zeilen, in denen ich Sie und alle Mitarbeiter aufrichtig loben möchte. Es ist bestimmt eine Herausforderung, mit Herz, Mitgefühl und Engagement diesen Menschen zur Seite zu stehen und zu helfen, neue Perspektiven zu finden. Es ist so traurig zu beobachten, wie viele Menschen gegen Armut und Wohnungslosigkeit kämpfen müssen. Vermutlich sind diese Menschen zusätzlich mit vielen Vorurteilen konfrontiert. Es ist aber beruhigend zu wissen, dass unser Schöpfer den Menschen nicht nach dem Äußeren beurteilt. »Denn Gott sieht die Dinge

nicht so wie der Mensch, weil der Mensch nur das sieht, was vor den Augen erscheint, doch Jehova sieht das Herz.« (1. Samuel, Kapitel 16 Vers 7) In den Augen Jehovas ist jeder Mensch wertvoll, egal welchen Status jemand hat oder mit welchen Umständen er sich auseinandersetzen muss. Genauso nimmt er jeden Einzelnen wahr, der sich bemüht, aufrichtig und ehrlich zu helfen. Im zweiten Korinther Kapitel 9 Vers 7 steht geschrieben: »Jeder soll es so machen, wie er es im Herzen beschlossen hat ..., denn Gott liebt den, der fröhlich gibt.« Es ist schön, dass es solche Menschen wie Sie gibt! In diesem Sinne wünsche ich dem gesamten ARGE-Team viel Motivation, Kraft und Mut! Alles Liebe, *Manuela Pirk*



So ein mieser Job

Redakteurinnen und Redakteure berichten über ihre damaligen prekären Arbeitsverhältnisse

Ein »mieser Job«, das kann vieles sein: Es kann die Bezahlung nicht passen, es kann sein, dass unmenschliche Dinge von einem verlangt werden, es kann eine Arbeit sein, die durch irgendeine Art von Gewalt erzwungen oder begleitet ist, bei der man unter irgendeiner Art von Druck steht, bei der man in irgendeiner Art und Weise ausgebeutet wird.

Welche Art von Ungerechtigkeit oder Zwang oder Druck oder gar (Selbst-)Ausbeutung habe ich erlebt bei dieser Arbeit, die ich hier als »mieser Job« beschreibe? Ich blättere weit zurück in meinem Lebensbuch, ziemlich viele Jahre, Jahrzehnte sogar: Es war das Jahr 1991, Februar. Ich hatte gerade meinen langjährigen Lebens Traum, Priester zu werden, aufgegeben, hatte viele Jahre des Theologie-Studiums und

der Mitgliedschaft im Wiener Priesterseminar sowie die Weihe zum Diakon (= erste Stufe der Priesterweihe) und zweieinhalb Jahre in verschiedenen »Diakonats«-Pfarren hinter mir. Vorbei war also das schöne Leben, zuerst in der Familie, dann im Seminar, dann in den Pfarren, diese Zeit, in der ich hauptsächlich gefördert und versorgt wurde, wo mir vieles gezahlt wurde, das ganze Leben eigentlich, und wo ich bis auf die Ausnahme von einigen Monaten Praktikum in den Ferien körperlich nie hart arbeiten musste. Aus dem Schlaraffenland des Lebens als Priesterseminarist oder vom hohen Ross des Alumnus, also des Priester-Anwärters, war ich plötzlich hinausgeworfen oder runtergeschmissen auf den Boden der Realität der ganz normalen Leute, der ganz normalen Arbeiter, die nun mal mit ihrer Hände Arbeit ihr Brot verdienen müssen. Wie

heißt es so »schön« in der Bibel bei der Vertreibung aus dem Paradies (nach dem Sündenfall): »Im Schweiß Deines Angesichtes sollst Du Dein Brot essen.« Also nun auch ich. Irgendwann habe ich's kapiert: Jetzt ist »Schluss mit lustig«, jetzt muss gearbeitet, gehackelt werden. Jetzt muss ich eine Arbeit finden, von der ich leben kann. Wenn ich diesen Artikel unter dem Motto »Mieser Job« schreibe, so möchte ich die Arbeit, die ich damals gefunden habe, wirklich nicht im Bausch und Bogen verurteilen. Nein, ich möchte sogar ausdrücklich betonen, dass ich dafür, dass ich diesen Job damals gefunden habe, sehr dankbar bin, namentlich: dem Orden der »Barmherzigen Schwestern des Vinzenz von Paul«. Irgendwie haben die Barmherzigen Schwestern davon gehört, dass ich gerade aus dem Seminar ausgetreten war und gerade dringend



Ursula arbeitete einmal in einem Call-Center. Foto: hz

eine Arbeit suche. Und: sie haben sich meiner erbarmt, haben mich einfach so im »Haus der Barmherzigkeit« im 18. Bezirk (ganz in der Nähe meines damaligen Wohnortes) aufgenommen. Das ist wirklich sehr schnell und unbürokratisch gegangen. Und es war auch insofern alles andere als selbstverständlich, weil ich ja über keinerlei Fachausbildung in »Krankenpflege« oder sonst irgendwie »Pflege« verfügte. Also insofern bin ich ihnen, den Schwestern, meinen damaligen Arbeitgeberinnen, sehr dankbar: Ich brauchte dringend einen Job, und ich bekam bei ihnen – sehr schnell und unbürokratisch – einen Job, auch ohne Ausbildung. (Damals war das gesetzlich noch möglich, heute würde das nicht mehr gehen.) Warum also: »mieser Job«? Was war so »mies« dran, wenn ich ja doch die Arbeit dringend gebraucht habe, ganz gut verdient habe und auch die Arbeit grundsätzlich gern, ja sogar sehr gern gemacht habe? Im Nachhinein kann ich es sagen: Ich habe wohl damals viel zu wenig auf meine Grenzen geachtet, bin wohl viel zu sehr über meine Grenzen gegangen, psychisch und vor allem physisch. Es war harte Arbeit, harte körperliche Arbeit, und das sehr oft auch verbunden mit Stress. Und ich habe viel zu wenig auf meinen Körper geschaut. Konkret war es das Heben: Viel und oft Leute (in der Pflege) heben, heben und drehen, ohne dass man irgendwann

gelernt hat, wie man richtig hebt, und dann noch: öfter heben, heben und drehen mit Stress (und ohne es gelernt zu haben). Die Fachleute wissen, wie das endet, ja fast: enden muss: Ich habe mir das Kreuz ruiniert, habe mir – nach nur einem halben Jahr schon – einen sehr schmerzhaften Bandscheiben-Vorfall mit Lähmung des linken Beines zugezogen. Es tritt dabei der gallert-artige (innere) Teil der Bandscheibe (Stoßdämpfer zwischen den Wirbeln) aus und drückt auf das Rückenmark, die Nervenbahn in der Mitte der Wirbelsäule, was einerseits die höllischen Schmerzen und andererseits auch die Lähmungserscheinungen verursacht. Dieser »vorgefallene« Teil der Bandscheibe musste also operativ entfernt werden, um mich von den Beschwerden wieder zu befreien. In weiterer Folge wurde mir gesagt, dass ich keiner schweren körperlichen Tätigkeit, die mit regelmäßigem Heben verbunden ist, also auch keiner Pflege (zumindest keiner schweren Pflege) mehr nachgehen kann. War es nun Ausbeutung? War es Selbst-Ausbeutung? Vielleicht ein bisschen von beidem. Nicht bewusst, nicht willentlich: Niemand wollte mir etwas Böses antun, und ich wollte mir natürlich auch nichts Böses antun. Es ist halt passiert. Ich habe halt zu wenig aufgepasst. Ich möchte niemandem die Schuld geben. Nur: im Nachhinein weiß ich: einfach nur hackeln, arbeiten, körperlich schwer ar-

beiten mit Stress, ohne auf sich und auf seinen Körper zu achten, ist blöd, blöd und fahrlässig: Man sollte das wirklich nicht tun. Niemand sollte das tun. Unser Körper ist viel zu wertvoll dazu. Er ist dazu da, dass wir ihn beanspruchen, ja, nutzen, benutzen, ja, nicht: ruinieren, nicht: kaputtmachen. Nein, das definitiv, sicher nicht! Dazu ist er viel zu schade! Ich habe daraus gelernt. Leider – zu spät!

Johannes

Arbeit im Call-Center war ein eiskaltes, knallhartes Geschäft

Vor vielen Jahren wurde ich von einem Call-center angeworben. Die Chefin zeigte sich als eine junge Frau mit viel Potenzial und nahm mich probeweise auf. Zuerst landete ich in der Freundschafts-Line. Man kann sich nicht vorstellen, wie viel Einsamkeit und Traurigkeit sich zeigte. Es gab Menschen, die stundenlang bei mir an der Strippe hingen. Das Um und Auf war, dass die Anrufer so lange wie möglich hingehalten werden sollten. Ich tat mein Bestes, aber in Wirklichkeit war es ein eiskaltes und knallhartes Geschäft mit der Einsamkeit der Menschen. Als ein Anrufer wieder anrief und stundenlang an der Strippe hing, tat er mir so leid, dass ich ihm riet, sich an die telefonische Seelsorge zu wenden, die ja kostenfrei ist. Ich war dennoch erfolgreich, denn die Chefin wollte, dass ich auch in der Sex-Line tätig sei. Dort taten sich menschliche Abgründe auf, die man so niemals vermutet hätte. Die Chefin gab mir keinen Cent für die Arbeit, als ich Schluss machen wollte. Und trotzdem war ich erleichtert, den Job hinter mir zu lassen. Nie mehr würde ich die Heuchelei via Telefon wieder ausüben. *Ursula*

Die Kanalreinigung war für mich beinahe unerträglich

Als mir früher mal das Geld vom AMS gestrichen wurde, da ich die Stelle als Schaustellergehilfe verweigerte, blieb mir nichts Anderes übrig, als mir etwas Anderes zu suchen. Ein Freund erzählte mir, dass es ihm genauso ginge und ihm ebenfalls das Geld für sechs Wochen eingestellt wurde. Ich fragte ihn, um welche Stelle es sich handelte und er sagte: »Kanalservice.« Sofort kam mir das Grausen, als ich das hörte. Aber trotz allem machte ich mich am nächsten Tag auf den Weg dorthin, da ich ja nicht ohne Geld leben konnte. Ich bekam die Auflage vom AMS, drei Wochen ohne Unterbrechung beim Kanalservice arbeiten zu müssen, damit ich meine Nachzahlung bekomme. Die drei Wochen waren die Hölle für mich. Den ganzen Tag musste ich den ste-

chenden und üblen Gestank einatmen. Am schlimmsten war es, die Jauche-Grube zu entleeren und zu reinigen. Meist hatte ich nach der Arbeit keinen Appetit mehr. Den Gestank bekam ich auch nicht weg, wenn ich mich

nicht lange zurechtgekommen. Aus gesundheitlichen Gründen musste ich mit dieser Arbeit ein halbes Jahr später wieder aufhören. Vor ein paar Jahren ist der Vater meiner ehemaligen Frau gestorben. Er hat die Ladeflä-

Bogen um mich machten. Sei es in Geschäften, im Bus oder in der Straßenbahn. Die Bezahlung war nicht schlecht, aber auch nicht übermäßig gut für diese Tätigkeit. Nach zwei Monaten warf ich das Handtuch und suchte mir eine neue Beschäftigung. *Danijel*

»Hätte ich damals gewusst, was auf mich zukommt, wäre ich dann doch lieber als Tellerwäscher arbeiten gegangen.« *Leo*

.....
lange duschen gegangen bin. Auch meine Kleidung roch schrecklich. Ich ernährte mich zu jener Zeit fast ausschließlich nur noch von Schnaps, damit die Arbeit halbwegs erträglich war. Als ich das Geld vom AMS nachbezahlt bekam, kündigte ich sofort in beidseitigem Einvernehmen unter Angabe gesundheitlicher Gründe. Was frei erfunden war! Hätte ich damals gewusst, was auf mich zukommt, wäre ich dann doch lieber als Tellerwäscher arbeiten gegangen. *Leo*

Den Polyestergeruch und -staub konnte ich nicht lange aushalten

Es ist schon einige Jahre aus, als ich als KFZ-Mechaniker bei der Werft für Yachtbau eingestellt wurde. Diese Firma baute hochseetaugliche Yachten. Auf eine nackte Polyesterwanne wurden nach und nach Teile eingebaut: der Dieselmotor, Leitungen und eine zweite Polyesterwanne. Die Tischler montierten den Rest. Ich fräste mit einer großen Bohrmaschine von unten das Loch für die Steuerwelle durch die zentimeterdicke Bootsunterseite. Nach dieser Arbeit war ich immer schneeweiß vom Polyesterstaub, den ich mir mit einem Druckluftschlauch herunterblasen musste. Wann immer ich in die Fertigungshalle für die Polyesterwannen musste, hatte ich den scharfen Polyestergeruch in der Nase. Nur Leute aus dem ehemaligen Jugoslawien arbeiteten dort. Leider bin ich mit dieser Polyestergeschichte

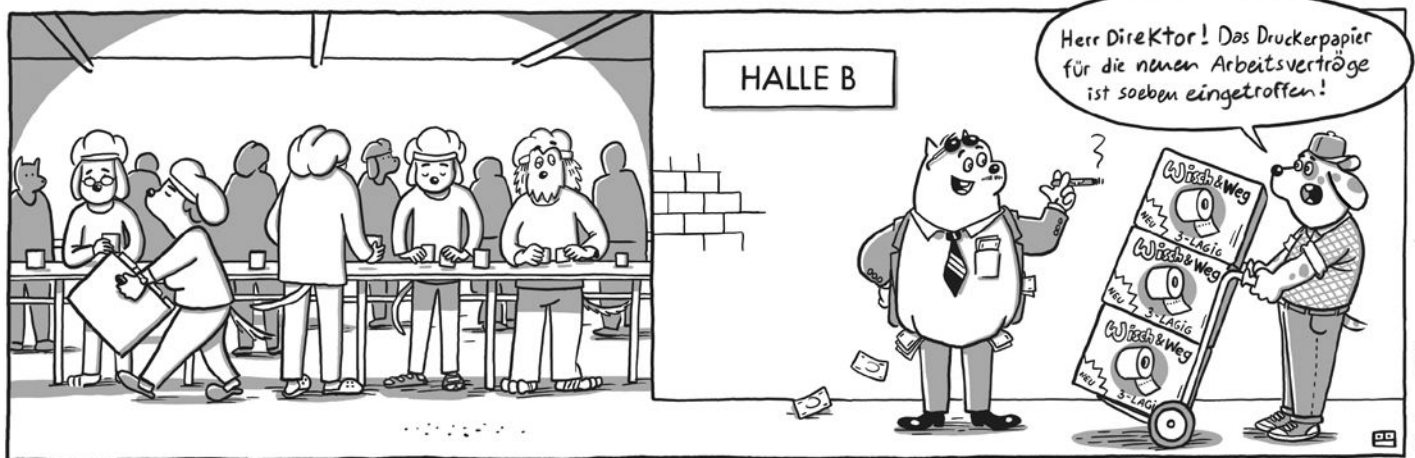
chen von Kastenwägen innen mit Polyester ausgekleidet, damit sie gereinigt werden können. Über Jahre hat sich sein – dadurch entstandener – Krebs hingezogen. Wir verstanden uns bis zum Schluss immer gut. Dieses traurige Ereignis hat mich in meinem damaligen Entschluss bestätigt. *Manfred S.*

Man musste zur Reinigung in schmale Löcher kriechen

Vor einigen Jahren, als der neue Hochofen in der VOEST gebaut wurde, mussten auch die Kohle-Fließbänder gereinigt und saniert werden. Das war meine Aufgabe. Eigentlich hätte es zuvor geheißen, dass man immer 20 Minuten arbeitet und danach ungefähr die gleiche Zeit Pause habe. Dem war aber nicht so! Wir mussten auf Vollgas arbeiten und das bis zur letzten Sekunde vor der Pause. Wenn man dann auch noch zum Jause holen eingeteilt war, verkürzte sich die Pause auch noch einmal. Man musste zur Reinigung in Löcher kriechen, die einen guten Meter Durchmesser hatten. Darin durfte man dann alles reinigen, noch dazu mit FFP2-Maske. Nach einer Stunde wechselten wir uns ab und ein Kollege machte weiter. Nach dieser Arbeit war ich kohlrabenschwarz und habe selbst nach zwei Stunden unter der Dusche noch immer Dreck auf meiner Haut gehabt. Außerdem brachte ich den Kohlengeruch auch nicht ganz weg, wodurch die meisten Menschen einen großen

Trotz Dienstvertrag bekam ich dann keinen Lohn mehr

Ich war in meinem Leben schon in vielen miesen Beschäftigungsverhältnissen. Es gab Zeiten, da hatte ich drei Jobs und trotzdem viel zu wenig zum Überleben. Es reichte gerade aus, dass ich meine Kinder ernähren konnte. »Working Poor« nennt man dieses Phänomen heutzutage. Doch auch mit den Jobs selbst gab es immer wieder harte Zeiten, die ich überstehen musste. So hatte ich einmal eine Arbeit als Küchenhilfe in Linz, bei der ich Kleinigkeiten zubereitet und abgewaschen hatte. Eines Tages schickte mich der Chef plötzlich in den Keller und trug mir auf, dort irgendetwas zu erledigen. Es war das erste Mal, dass ich da unten etwas zu tun bekommen habe. Er meinte, er hole mich dann wieder rauf, wenn er mich brauche. Ich wunderte mich, weil ich zur gleichen Zeit einen Mann mit Aktentasche zum Gasthaus gehen sah. Erst als dieser Mann wieder gegangen war, rief mich mein Chef wieder herauf. Ich denke, da hat irgendetwas nicht gestimmt. Den Lohn gab es bar auf die Hand. Ich habe nie irgendetwas unterschrieben. Ein anderes Mal dagegen habe ich zwar einen Dienstvertrag bei einer Reinigungsfirma gehabt, aber dafür nach einigen Monaten plötzlich keinen Lohn mehr bekommen. Das lief drei Monate, ehe ich kündigte und mich an die Arbeiterkammer wandte. Nach einigen Wochen bekam ich das Geld endlich überwiesen – die Reinigungsfirma sperrte kurz danach auch zu. Zusätzlich bin ich wenige Monate vor dem Pensionsantritt noch in eine Maßnahme zur Reintegration in den Arbeitsmarkt geschickt worden. *Margarte*





In manchen Fällen ist es tatsächlich besser, die Arbeit wieder niederzulegen. Foto und Grafik: Walter Hartl

Ich hielt das unfaire Verhalten meines Chefs nicht mehr aus

Ich ging immer gerne zur Arbeit. Als Restaurantfachmann-Lehrling verstand ich mich gut mit meinen Kollegen und sah zu, dass immer alles passte und alles erledigt war. Natürlich hatte ich auch meine Überstunden und von denen nicht wenig. Nach einem Jahr waren es so circa 154 Stunden. Jede einzelne davon stand täglich schön notiert auf einer Liste. Am Ende des Jahres machte ich mich, nach wochenlangem Warten auf einen Gesprächstermin, auf zu meinem Vorgesetzten. Ich erklärte ihm auch, dass ich an einigen Tagen länger als üblich vereinbart in der Arbeit war. Nun war ich also hier, um ihn zu fragen, was nun mit meinen vielen Überstunden geschieht. Ob ich Zeitausgleich bekomme oder ob die Stunden ausbezahlt werden. Nachdem er sich die Liste gut angesehen hatte, schaute er mich mit einem verärgerten Blick an. Dann schrie er mich an, was mir nicht einfällt, und ob mir jemand ins Gehirn geschissen hat. Er stand auf und eilte mit zornigem Blick Richtung Schreibtisch. Dort angekommen, warf er meine Liste, die ich seit einem Jahr akribisch Tag für Tag führte, in den Aktenvernichter. So verschwand ein Blatt nach dem anderen. Anschließend sah er mich noch eine Zeit lang wütend an und

wünschte mir zum Abschluss dann noch hämisch »einen schönen Tag«. Da ich im Leben nicht dachte, dass so etwas passieren könnte, hatte ich natürlich keine Kopie der Liste angefertigt. So etwas kann jedem passieren. Eines Tages kam mein Chef ins Restaurant. Ich hatte

»Das lief zwei oder drei Monate, ehe ich kündigte und mich an die Arbeiterkammer wandte.« *Margarete*

.....

Dienst und war allein. Er schrie mich an, warum ich so untätig herumstehe und beleidigte mich ununterbrochen. Daraufhin erklärte ich ihm, dass ich schon alles, was erledigt werden musste, getan hatte. Ohne mir auch nur ein Wort zu glauben, durchsuchte er das Restaurant, ebenso das Lager und die Küche. Währenddessen schrie er und fand dann doch keine einzige Tätigkeit, die ich noch hätte machen können. Dann ging er ohne ein Wort und teilte mir dann über mein Handy mit, dass ich nach Hause gehen könne. Meine Lehrzeit war gefüllt mit solchen Ereignissen, die nicht immer leicht für mich waren. Im dritten Lehrjahr warf ich das Handtuch. Ich hielt meinen Chef körperlich und psychisch nicht mehr aus. Aus heutiger Sicht hätte ich durchhalten und meine Lehre abschließen sollen. (Autor der Redaktion bekannt)

Zeitdruck und Mobbing verursachten bei mir Schlafprobleme

Im Alter von 43 war ich wieder einmal – wie so oft in meinem Leben – beim Arbeitsmarkt-Service als »arbeitssuchend« gemeldet. Nach monatelanger und sehr anstrengender Suche bekam ich in Wels dann doch noch einen Job als Postbus-Putzerin. Es war jedoch keine Fixanstellung. Ich wurde über eine Leasingfirma vermittelt und musste mich an gewisse Rahmenbedingungen halten. Meine Arbeit begann um 8.00 Uhr und dauerte bis 15.00 Uhr. In dieser Zeit musste ich im Schnitt acht Busse sauber kriegen. Das war für mich ein enormer zeitlicher Druck, da ich besonders beim Putzen immer schon sehr genau arbeite. Und wenn dann in den Sitzpolstern auch noch ein Kaugummi klebte, dauerte es sehr lange, bis ich diesen wieder rausbekam. Auch das Entfernen von Ölflecken am Boden war eine zeitliche Herausforderung, ebenso die Brösel zwischen den Sitzen. Diese bekam ich trotz Staubsauger nur schwer heraus. Ich stand jeden Tag unter Zeitdruck. Anfangs war ich alleine. Dann wurde mir eines Tages eine Kollegin zugeteilt. Diese war mir jedoch mehr Hindernis als Hilfe. Sie stand mir ständig im Weg und »Arbeit« war für sie ein Fremdwort. Was sie aber gut konnte, war, mich zu mobben. Immer wieder beschwerte sie sich beim Chef über mich. Das machte mich fertig. Ich litt lange Zeit an Schlafproblemen und war schon in der Früh nervös und

hatte Bauchschmerzen. Nach einem Monat musste ich den Job an den Nagel hängen. Hätte ich damals nicht gekündigt, wäre ich bestimmt krank geworden. Finanziell war die Kündigung kein großes Drama, denn ich habe so wenig verdient, dass es zum Überleben ohnehin kaum gereicht hat. Nach meinen Jahren im Kinderheim schloss ich leider nur eine Pflichtschule ab. Das bereue ich heute noch, denn dadurch hatte ich nie eine Chance auf einen guten Job. Heute würde ich unbedingt einen Lehrabschluss anstreben. Mit 51 Jahren habe ich die Hoffnung aufgegeben, dass ich in der Arbeitswelt noch einmal Fuß fassen könnte. Derzeit lebe ich im Obdachlosenheim. Dank der Unterstützung meiner Betreuerin darf ich bis auf Weiteres in einer geschützten Werkstätte mitarbeiten. *Helga, Foto Seite 3: dw*

Das Arbeitslosengeld soll erhöht werden

Im Gespräch mit dem neuen AK Präsidenten Andreas Stangl

Schwerpunkt des Interviews mit AK Präsident Andreas Stangl war die Problematik prekärer Arbeitsverhältnisse, sprich: »Miese Jobs« und die Situation arbeitsloser Menschen in der Pandemie. Eine Jugendbeschäftigungs-Initiative soll zukünftig positive Akzente setzen.

Gratulation zu Ihrer neuen Aufgabe. Gerade in Krisenzeiten ist das sicher eine besondere Herausforderung?

Bei der Beratung in der Arbeiterkammer hat uns die Pandemie anständig im Griff. Aber wir sind für unsere Mitglieder da, die Türen sind offen. Terminvereinbarungen sollen helfen, die Kundenströme zu minimieren. So können wir effektiver auf die persönlichen Anliegen unserer Kunden eingehen. Im Lockdown haben wir folgende Situation: Die Geschäfte sind geschlossen, es kommt zur Steigerung der Kurzarbeit und Arbeitslosigkeit, und viele Menschen werden in den Zwangsurlaub geschickt. Die Beschäftigten in Sozial- und Pflegeberufen kommen massiv unter Druck. In Krankenhäusern stehen sie mit dem Rücken zur Wand. Es trifft unsere Mitglieder, die dort arbeiten, es trifft aber auch unsere Mitglieder, deren Operationen verschoben werden.

In der Krise steigt die Arbeitslosigkeit. Dann kommt der Aufschwung und der nimmt gerade unsere Klienten nicht mehr mit. Welche Maßnahmen können hier helfen?

Wir haben die Arbeitslosigkeit nach dem letzten Lockdown stark reduziert. Was wir nicht geschafft haben, ist die Senkung der Jugendarbeitslosigkeit. 464 Lehrlinge suchen eine Lehrstelle. Wenn wir von Fachkräftemangel sprechen, so wären diese da. Es sollte vermehrt in die aktive Arbeitsmarktpolitik investiert werden. Das andere Problem ist die Langzeitarbeitslosigkeit. Davon sind 9.900 Leute betroffen. Das sind mehr als vor der Krise. Da brauchen wir Initiativen in Gemeinden und in sozialökonomischen Betrieben. Diese sollen langzeitarbeitslose Personen beschäftigen und vom AMS gefördert werden. Die Wirtschaft spricht zwar von »vielen offene Stellen«, das sollte man sich jedoch genauer anschauen. Wenn ein Arbeiter weniger verdient als ein Mindestsicherungs-Bezieher, dann ist das nicht der Weisheit letzter Schluss. Oder wenn



ein Drittel der offenen Stellen Leiharbeitsplätze sind, bei denen man dann auf die Stunde das Dienstverhältnis beenden kann.

Viele arbeiten in prekären Arbeitsverhältnissen. Wo sehen Sie hier Handlungsbedarf?

Ich würde alles, was nicht dauerhaft ist, als »prekär« bezeichnen. Es macht etwas mit den Menschen, wenn sie kein fixes Anstellungsverhältnis haben. Zu uns kommen Personen,

»Wichtig wäre es, das Arbeitslosengeld zu erhöhen. Weg von circa 55 Prozent auf 70 Prozent des vorherigen Einkommen.«

die bis zu 180 Bewerbungsschreiben abschicken und nie eine Antwort erhalten. Bei Blindbewerbungen kann man das verzeihen, nicht aber bei offenen Stellen, die über das AMS ausgeschrieben werden. Dem Arbeitslosen wird das Geld gestrichen, wenn er sich nicht bewirbt, genauso müssten die Arbeitgeber dazu verpflichtet werden, eine Antwort zu senden, wenn die Stelle schon vergeben ist.

Im Aufschwung steigt nun der Druck auf Arbeitslose. Man denke etwa an die Streichung des Zuverdienstes oder die Sperre des Bezugs. Müssen die Arbeitslosen die Zeche für die Pandemie bezahlen?

Besonders wichtig wäre es, das Arbeitslosengeld zu erhöhen. Weg von circa 55 Prozent auf 70 Prozent der Nettoersatzrate des vorherigen Einkommens. Wir sind auch dagegen, dass die

Zuverdienstgrenze gestrichen wird. Es kann nicht sein, dass diejenigen, die das wirtschaftliche Risiko tragen, dann, wenn die Krise kommt, arbeitslos werden. Und die anderen erhalten Steuergeschenke. Da passiert Umverteilung von unten nach oben. Unsere Leute, nicht nur die, die jetzt schon arbeitslos sind, sondern auch jene, die noch in Beschäftigung sind, sollen im Anlassfall ein ordentliches Arbeitslosengeld erhalten.

Viele Arbeitslose haben wegen gesundheitlicher Probleme keine Chance mehr auf Arbeit. Sind Sanktionen an der Schnittstelle zur I-Pension sinnvoll?

Da besteht Verbesserungsbedarf. Mir kommt vor, dass man den Leuten nicht den Respekt entgegenbringt, den sie verdienen. Du bist eine Nummer, gehst zum Chefarzt, wenn du Glück hast, schaut er dich an. Man kann das nicht beurteilen, wenn man selbst nicht betroffen ist. Wenn noch keine Pension gewährt werden kann, wäre es sinnvoll, dass man ihnen die Gelegenheit gibt, etwa in einem sozialökonomischen Betrieb zu arbeiten. Oder diesen Menschen eine Reha ermöglichen. Die psychosoziale Belastung ist durch die Pande-

mie angestiegen. Um da zu helfen, muss das soziale Netz krisenfester werden, denn Arbeitslosigkeit macht auch krank.

Die Sozialpartnerschaft hat das Wirtschaftsmodell geprägt. Ist dieses noch zeitgerecht?

Ich glaube, dass man da schon noch etwas ausrichten kann, wenn man sich mit gegenseitigem Respekt auf Augenhöhe begegnet. Sozialpartnerschaft ist, dass die Arbeitnehmer- und Arbeitgeberseite über Kollektivverträge den Wert der Arbeit festlegen: Wie viel bekommt wer für welche Tätigkeit bezahlt? Darüber hinaus können wir Impulse für mehr Beschäftigung setzen. Als Arbeiterkammer machen wir eine Jugendbeschäftigungs-Initiative. Wir werden an die Wirtschaftskammer herantreten und sie einladen, gemeinsam daran zu arbeiten. Foto: dw, Text: hz



Als mir der »rosa Schein« entzogen wurde

Ich war ein notorischer Schwarzfahrer

Wenn ich mit meinen 70 Jahren alle Kilometer zusammenrechne, die ich auf Rädern zurückgelegt habe, so kann ich behaupten, dass ich einige Male den Erdkreis umradelt habe. Bereits als Volksschüler bin ich mit einem notdürftig zusammengebauten Fahrrad in die vier Kilometer entfernte Schule gefahren. Am Beginn meiner Lehre zum KFZ-Mechaniker hat mir mein Vater ein fast neuwertiges Moped gekauft. Damit habe ich bis zum 18. Lebensjahr

laut Tacho über zwanzigtausend Kilometer zurückgelegt. Bei fast jeder Witterung – ob Sommer oder Winter – war ich damit unterwegs. Entweder zur Arbeit oder in die 30 Kilometer entfernte Berufsschule nach Attnang-Puchheim. Einen Tag nach meinem 18. Geburtstag habe ich die Führerscheinprüfung abgelegt. Den A- und B-Schein für PKW und Motorrad. Den praktischen Teil der Motorradprüfung musste ich in einer 250er BMW-Beiwagenmaschine bewältigen, was sehr ungewohnt war für jemanden, der mit so einem Gefährt noch nie gefahren ist. Weil ich als angehen-

der Mechaniker nur wenige Fahrstunden benötigte, haben sich die Gesamtkosten in einem sehr günstigen Rahmen gehalten, wenn man bedenkt, dass ich damals noch Lehrling war und ein bescheidenes Einkommen hatte. Leider war ich damals Brillenträger, sodass der Amtsarzt die Lenkerberechtigung nun für einen Zeitraum von drei Jahren erteilt hat. Sie war somit befristet. Man musste sie innerhalb von 18 Monaten verlängern lassen, damit dieses Dokument seine Gültigkeit behält und nicht für »verfallen« erklärt werden kann. Sollte dies trotzdem geschehen, blieb als ein-

zige Alternative, neuerlich eine Tauglichkeits-Prüfung abzulegen. Nachdem ich eine Zeitlang hinter »Schwedischen Gardinen« verbracht hatte, versäumte ich die Frist. So beschloss ich, in Zukunft schwarz zu fahren, sprich ohne behördliche Erlaubnis. Dies hat mehrere Jahre anstandslos funktioniert. Doch der Krug geht so lang zum Brunnen, bis er bricht. So auch bei mir. Nachdem ich früher schon einige Male mit dem Auto in Deutschland auf Montage war, wurde ich eines Tages am Autobahn-Grenzübergang Walserberg gebeten, meinen Führerschein vorzuweisen. Da ich die-

sen nicht finden konnte, wurde ich gebeten, rechts ranzufahren. Dann wurde mir sofort der Autoschlüssel abgenommen. Zum Glück wohnte – damals wie heute – Schwester Veronika in der Nähe von Salzburg-Stadt. Sie hat mich schließlich mit ihrem Führerschein an der Grenzstation ausgelöst, sodass ich in einiger Entfernung wieder weiterfahren konnte. Als unangenehmen Beigeschmack dieser Aktion bekam ich von der Polizei eine saftige Geldstrafe aufgebremst, was mich jedoch nicht davon abgehalten hat, weiterhin schwarz zu fahren. Nachdem ich behördlich als notorischer Schwarzfahrer eruiert war, habe ich diesbezüglich noch viel Lehrgeld bezahlen müssen. Es ging sogar so weit, dass man mir in meiner näheren Umgebung regelrecht auflauerte, sobald mein Wagen gesichtet wurde. Zum Glück ist außer mir durch mein Verhalten niemand zu Schaden gekommen. *August*

Die Polizei nahm mich mit auf den Posten

Das erste Mal wurde mir der Führerschein 1980 in Linz für drei Tage abgenommen. Da aber der Bezirk Kirchdorf für mich zuständig war, dauerte es eine Woche, bis ich ihn bekam. Die Geldstrafe war damals bereits ziemlich heftig. 20.000 Schilling haben sie verlangt. Doch es war nicht das letzte Mal, dass mich die Polizei erwischte, wann ich während einer Fahrt knapp oder etwas über 0,8 Promille hatte. Da war es dann ohnehin klar, dass der Lappen bei diesem Pegel abgenommen wurde. Die Geldstrafen wurden mit der Zeit dann immer höher. Einmal musste ich den Führerschein nach einem Amtsarzt-Besuch noch auf der Behörde lassen, da meine Leberwerte viel zu hoch waren. Als die Leberwerte dann wieder in den Normalbereich absackten, bekam ich ihn auf Probe. Als die Probezeit vorbei war und ich wegen der Leberwerte nicht mehr zum Amtsarzt musste, rief bekam die Poli-

zei einen anonymen Anruf. Ein Mann behauptete, ich wäre betrunken mit dem Auto unterwegs. Er gab an, in welcher Richtung ich unterwegs war. Als ich an jenem Tag schon in einem Lokal einige Biere getrunken hatte, stand dann tatsächlich die Polizei da und wollte von mir wissen, ob das mein Auto sei. Auch fragten sie mich, wer damit gefahren sei? Ich beantwortete ihre Fragen nicht. Auch verweigerte ich vor Ort den Alkoholest. So nahmen sie mich sicherheitshalber mit. Dort wurde meine Lage dann ernst. Ich musste wieder einmal in den Alkomaten pusten. Ich hatte viel zu viel Promille. So kam es dann auch aufgrund des Wiederholungsdeliktes zu einer Gerichtsverhandlung. Dieses Mal fiel die Strafe noch viel saftiger aus: Ich musste 25.000 Schilling bezahlen. Das war dann schon ziemlich schmerzhaft. Und der Führerschein wurde mir entzogen. Übrigens, ich bin danach nicht mehr mit dem Auto gefahren. Mein Lappen liegt heute noch immer auf der Bezirkshauptmannschaft. *Manfred R*

Falscher Code wurde mir zum Verhängnis

Seit 2008 bin ich stolzer Besitzer eines Moped-Führerscheins. Ich fahre schon seit meinem 16. Lebensjahr mit Mopeds herum. Einen Auto-Führerschein habe ich

»Als unangenehmen Beigeschmack dieser Aktion bekam ich von der Polizei eine saftige Geldstrafe aufgebremst.« *August*

leider noch nie gemacht. Während meiner Fahrten wurde unzählige Male kontrolliert. In all den Jahren war ich zwei Mal unschuldig in einen Unfall verwickelt. Ein paar Mal wurde ich bestraft. Es handelte sich dabei um kleine Geldbeträge. Ich hielt mich nämlich über die vielen Jahre immer brav an die Verkehrsregeln. Auch auf das Service achte ich



Ein falscher Code wurde Josef zum Verhängnis. Foto: dw

immer. Dieses mache ich jedes Jahr gewissenhaft. Doch im Juni 2021 geschah etwas Seltsames: Ich wurde wieder einmal kontrolliert. Der Polizist schüttelte den Kopf und meinte. »Dieser Schein ist behördlich ja gar nicht gültig.«

Ich dachte: »Jetzt bin ich im falschen Film.« Der Beamte entzog mir dann tatsächlich meinen Führerschein. Erst am nächsten Tag stellte sich heraus, dass es sich um einen Irrtum handelte. Es war ein falscher Code aus dem Jahr 2008, der mir bei dieser Kontrolle zum Verhängnis wurde. Zum Glück wurde der Fehler von der zuständigen Behörde gleich behoben.

Nun besitze ich ein neues Dokument mit geändertem Code. Dafür musste ich jedoch eine Nachschulung mit drei Fahrstunden absolvieren. Diese kosteten mich jedoch 300 Euro. Die 250 Euro Strafe, welche ich mit dem falschen Code hätte zahlen müssen, wurden mir jedoch erlassen. So bin ich heilfroh, dass ich nun wieder ordnungsgemäß überallhin fahren kann. *Josef*

Danach war Schluss mit Alkohol am Steuer

Im Jahr 1983 wurde mir der »rosa Schein« zum ersten Mal für eine Woche entzogen. Ich fragte meine damalige Freundin, ob sie am Wochenende Zeit hat für die Disco »Jasmin« in Reichenau. Sie verneinte. Ich dachte mir nichts dabei und fuhr allein in die Disco. Kaum war ich dort angekommen,

STRAFENKATALOG

Delikt	Strafe	Führerscheinentzug
Alkohol		
0,8–1,2 Promille	800–3.700 Euro	1 Monat
1,2–1,6 Promille	1.200– 4.400 Euro	mindestens 4 Monate
Über 1,6 Promille	1.600–5.900 Euro	mindestens 6 Monate
Überschreitung der Höchstgeschwindigkeit		
40 km/h (Ortsgebiet) / 50 km/h	300–5000 Euro	1 Monat
60 km/h (Ortsgebiet) / 70 km/h	300–5000 Euro	mindestens 3 Monate
80 km/h (Ortsgebiet) / 90 km/h	300–5000 Euro	mindestens 6 Monate
Sonstiges		
Fahren gegen Fahrtrichtung Autobahn	36–2180 Euro	mindestens 6 Monate
Fahren unter besonders gefährlichen Verhältnissen	36–2180 Euro	mindestens 6 Monate
Unterlassene Hilfeleistung bei einem selbst verursachten Unfall	72–2180 Euro	mindestens 3 Monate
Sicherheitsabstand unter 0,2 Sekunden	36–2180 Euro	mindestens 6 Monate

Bei Wiederholungsfällen können die Geldstrafen durchaus höher ausfallen. Dann wird einem auch der Führerschein für eine längere Zeitdauer entzogen.

suchte ich mir einen Platz in der Nähe der Tanzfläche. Was ich einige Zeit später mitansehen musste, ließ meinen Alkoholkonsum beträchtlich steigen. Meine Freundin, die angeblich keine Zeit hatte, knutschte intensiv mit einem anderen Kerl. Darauf angesprochen, zuckte sie nur mit den Schultern. Wutentbrannt setzte ich mich betrunken an das Steuer meines Sportwagens und raste durch die Winterlandschaft Richtung Linz. 500 Meter vor der Haustüre wurde ich von der Polizei kontrolliert. Das Kuriose daran: Keine Alkoholkontrolle, obwohl sie merken mussten, dass ich zu viel Bier getankt hatte, wurde ich nur wegen einer kaputten Auspuffanlage kontrolliert. Dabei merkte ich nicht, dass ich den Wagen auf einer Eisplatte unter dem Schnee zum Stillstand gebracht hatte. Ich rutschte aus. Während des Fallens fluchte ich wegen des Alkohols. Die Beam-

ten wurden hellhörig, forderten den Röhren Test und der Schein war für eine Woche weg, dazu eine Geldstrafe von 2.500 Schilling. Da ich nicht mehr fahren durfte, ersuchte ich die Beamten, meinen PKW am Parkplatz abzustellen. Was sie auch taten. Ich bekam die Schlüssel, wartete eine halbe Stunde und fuhr mit dem Wagen in mein Stammlokal, das nicht weit entfernt war. Drei Tage später wurde ich wieder erwischt. Der Schein war diesmal für drei Monate weg, und ich musste eine Geldstrafe von 7.000 Schillingen bezahlen. Als ich meinen Schein wieder bekam, war Schluss mit Alkohol am Steuer. Seit 2021 bin ich nun aber ohne Schein. Der Grund: Ich bin gesundheitlich angeschlagen. Nach Vorlage von zwei Gutachten, die belegen sollen, ob ich in Zukunft in der Lage bin, ein Kraftfahrzeug sicher zu lenken, würde ich meinen Schein zurückbekommen. Da ich in mei-

nem Leben ohnehin bereits hunderttausende Kilometer gefahren bin, bin ich mir nicht sicher, ob ich meinen Schein überhaupt wieder haben will. *Walter*

Dann klopfte ein Mann mit Uniform ans Fenster

Wir waren in unserer Jugendzeit zwar keine Unschuldslämmer, aber eigentlich recht harmlos. Bis auf einen Abend, der nicht nur Ärger mit der Polizei eingebracht hatte, sondern direkt lebensgefährlich war. Ich hatte zu viel getrunken, war hundemüde und wollte keineswegs mehr zu Fuß nach Hause gehen. Geld für ein Taxi hatte ich keines mehr. Mein letztes Geld lag beim Wirten in der Brieftasche. Allerdings war mir bekannt, dass ein paar Häuser weiter, auf meinem Heimweg, immer ein unversperrtes Moped rumstand. Ich hatte zwar anfangs

noch Skrupel, da ich nicht nur stockbetrunken war, sondern nicht einmal fahrberechtigt. Für den Führerschein war ich noch zu jung. Abseits der Hauptstraße, auf einem kleinen Schotterweg fuhr ich dann in Kurven nach Hause. Ich wurde immer mutiger und drehte dann so richtig auf. Die erste »Links-Rechtskurve« wurde mir schon fast zum Verhängnis, aber richtig interessant wurde es erst am Ende. Der Weg ging plötzlich steil nach oben auf einen großen Parkplatz. Und plötzlich standen dort zwei Busse. Abgesehen davon, dass ich ebenfalls nicht wusste, dass man bei meinem Tempo nach dem Steilstück einen ordentlichen Sprung macht, hatte ich nach der Landung nicht mehr genug Platz. Ich sah plötzlich die Busse auf mich »zukommen«, lenkte scharf dagegen und flog aber auch sowas von auf die Nase, dass es eine wahre Freude war. Hose kaputt, Glasklirren, von dem ich befürchtete, dass es von meiner Brille stammte, die ich danach erst suchen musste, Knie aufgeschunden, Fuß verstaucht. Das Glasklirren stammte, Gott sei Dank, »nur« vom Scheinwerfer. Ein paar Tage danach hinterließ ich bei der Adresse des Besitzers anonym einen Briefumschlag mit einer angemessenen Geldsumme zwecks Scheinwerfer-Reparatur. Damals hatte ich noch mehr Glück als Verstand. Jahre später war ich dann in Besitz eines Führerscheins. Und leider schmeckte mir der Alkohol immer noch. So passierte es nach einem langen Wirtshausbesuch: Ich wollte gerade das Auto starten, als eine Gestalt mit Uniform ans Fenster klopfte und sagte: »Fahrzeugkontrolle, aussteigen bitte.« Als ich mich schwankend vor dem Beamten aufstellte, wurde dieser skeptisch und ließ mich blasen. Ich hatte über zwei Promille und war den Schein los. Auch eine Geldstrafe musste ich dann in Raten abzahlen. Heute bin ich froh, dass ich kein Auto mehr besitze, denn ich trinke immer noch. Wobei ich nun vernünftig bin und vor allem heilfroh, dass alles immer gut ausgegangen ist. *Name der Redaktion bekannt*



Was ich in meinem Leben bereue

Johannes und seine Redaktionskollegen reflektieren darüber, was sie versäumt haben

Lieben und Loslassen, wenn es nicht mehr geht

Viele von den Leuten, die mich von früher kennen, wie ich noch im Priesterseminar war und Theologie studierte, auch von meiner Familie, bedauern es, dass ich nicht – wie ich es ja lange vorgehabt habe – Priester geworden bin, gerade meine Eltern, beide sehr fromm, sehr katholisch, haben das sicher sehr bedauert. Von daher ist die Frage berechtigt: »Bereust Du es nicht, dass Du damals nicht Priester geworden bist,

Dich nicht zum Priester weihen hast lassen?« Ohne jetzt im Detail das alles, wie es damals war, erläutern zu wollen: Meine Antwort jetzt lautet ganz klar: Es war damals ein schwieriger, ein langwieriger Weg der Auseinandersetzung, ein langes inneres Ringen, gerade im Gebet, doch dann war klar: Nein, ich werde auf diesen Weg des Priestertums – verbunden mit der Zölibatsverpflichtung (und in der konkreten Art und Weise, wie es sich mir damals dargestellt hat) nicht glücklich, und als unglücklicher Mensch kann ich unmöglich ein glaubhafter

Zeuge des Evangeliums (Frohe Botschaft) sein. Also nein: das ist nicht mein Weg! Also: logische Konsequenz: Austritt aus dem Seminar und in weiterer Folge: Verlassen des Diakonates – hin zum »weltlichen« Dienst in der Kirche. So bin ich dann auch später Pastoralassistent geworden, habe also (zumindest kurzfristig) als »Laien-Theologe« in der Diözese Linz – damals unter Bischof Aichern – einen Job und eine gewisse Beheimatung gefunden. Dafür bin ich heute noch dankbar, vor allem dem Bischof Aichern, der damals eine Schlüsselrolle ge-

spielt hat. Danke! Gleichzeitig habe ich dann 1995 geheiratet, meine (zumindest damals) liebe ehemalige Ehefrau. Mit ihr habe ich zwei Kinder. Auch dafür, für die glückliche Zeiten, die wir v.a. am Anfang der Ehe gehabt haben, und für die vielen Stunden und Tage (und Jahre) mit meinen Kindern bin ich bis heute – vor allem dem lieben Gott – sehr dankbar. Danke! Irgendwann ist dann die Ehe (und das Leben in der Ehe) immer schwieriger geworden, die frohen, glücklichen Tage sind immer weniger geworden, Streit, Vorwürfe, Enttäuschungen, Frust



Ich war damals noch keine gute Mutter

Ich bin sicher nicht perfekt und habe viele Fehler in meinem Leben gemacht. Aber was ich wirklich bereue, ist, dass ich für meine ältere Tochter keine gute Mutter war. Ich habe sie zwar nicht geschlagen, aber ich konnte ihr nicht viel geben, da ich damals selber noch bedürftig war. Sie kam 2004 zur Welt. Damals war ich psychisch sehr labil. Ich hatte noch mit meiner eigenen schweren Kindheit zu kämpfen, da ich Opfer von sexuellem Missbrauch war. All die traumatischen Erlebnisse, die ich damals noch nicht verarbeitet hatte, machten mir das Leben schwer. So wurde ich ziemlich früh und unreif schwanger und war hilflos. Während der Schwangerschaft wurden meine Depressionen immer stärker. Selbstmordgedanken gekoppelt mit Schuld- und Schamgefühlen quälten mich und machten mich handlungsunfähig. Ich musste Antidepressiva nehmen, was für das heranwachsende Baby in meinem Bauch wohl auch nicht gerade von Vorteil war. 2005 kam sie dann zu Pflegeeltern. Ich konnte es verstandesgemäß zwar nachvollziehen, dass man mir das Kind entzog, gefühlsmäßig litt ich jedoch sehr. So fiel ich in ein großes Loch. Zum ersten Mal in meinem Leben griff ich zur Flasche und hoffte, dass mir der Alkohol über den Kummer hinweghelfen könnte. Bereits ein Jahr später war ich durch das tägliche Trinken in einer schweren Sucht gelandet. Spätestens, als man mir sagte, dass ich in meinem Zustand meine Tochter nicht mehr sehen dürfe, entschloss ich mich zu einem Alkoholentzug. Damals befand sich die Entzugsklinik noch in Traun. Jeden Abend fuhr ich in die Ambulanz zu einem persönlichen Therapie-Gespräch. Zu dieser Zeit trank ich täglich drei Liter Wein und einen Liter »Red Tiger«. Das ist ein ziemlich starker Schnaps. Nebenbei trank ich noch gemischte Sachen: 80 Prozent Wein oder Rum mit 20 Prozent

Seit Claudia ihre Traumta und ihre Sucht überwunden hat, denkt sie mit Reue an ihre damalige Rolle als Mutter. Foto: dw

haben immer mehr zugenommen. Aus dem »Himmel auf Erden« ist immer mehr eine Ehe-»Hölle« geworden. Leider! Wir haben uns offensichtlich auseinandergelebt, bis dann zum Schluss 2002 der Richter endgültig die »unheilbare Zerrüttung« der Ehe feststellte und folgerichtig »im Namen der Republik« das Scheidungsurteil aussprach. Wo ich hier in diesem ganzen Prozess der immer schwieriger werdenden Ehe, der immer unmöglicher werdenden Aufgabe, es meiner Frau recht zu machen, ohne dabei selber innerlich draufzugehen, mit einer Situation, die man – über Jahre hinweg – nur als einen »Dauer-Clinch«, als einen »Dauer-Streit« bezeichnen kann, wo da genau die Punkte sind, wo ich vielleicht was falsch gemacht, meine Frau enttäuscht, verletzt habe – wahrscheinlich könnte man viele solche Punkte finden – klar, wenn man solche Punkte, solche Situationen finden kann,

wo ich mich falsch verhalten und meine Frau verletzt habe, klar: das kann man dann bekennen und das kann man auch bereuen. Doch, ob das, wenn ich mich in dieser oder jener Situation anders, vielleicht etwas liebevoller, rücksichtsvoller

»Damals war ich psychisch sehr labil. Ich hatte noch mit meiner eigenen schweren Kindheit und all den unverarbeiteten traumatischen Erlebnissen zu kämpfen.« Claudia

verhalten hätte, insgesamt etwas verändert hätte oder ob die Ehe insgesamt sowieso schon zum Scheitern verurteilt war, ist auch letztlich – heute – unerheblich. Tatsache ist: Die Ehe ist gescheitert. Und das ist natürlich bedauerlich. Was ich nicht bereue: Dass ich damals, wie wir uns (noch) geliebt haben, geheiratet habe. Damals haben wir uns geliebt,

also haben wir (besten Wissens und Gewissens) geheiratet, da gibt's nichts zu bereuen. Und v.a. auch wegen der Kinder nicht: Aus dieser Ehe sind diese zwei Kinder entstanden, die ich bis heute liebe. So wie es ist, so ist es. Und wie es

ist, ist es gut. Meine liebe ehemalige Frau! Auch wenn wir leider doch nicht miteinander konnten, du mit mir, ich mit dir. Gott segne dich! Lebe dein Leben und sei glücklich! So glücklich, wie du es nur sein kannst! Gott segne dich! Und ich – lasse dich. Manchmal heißt »Lieben« auch »Lassen«, »Loslassen«, wenn's nicht mehr geht! Johannes

Cola. Ein Therapeut riet mir zu einem stationären Entzug. Ich war dann acht Wochen in Traun und habe es tatsächlich geschafft, auszustiegen. Ab und zu trinke ich ein Glas Wein. Schnaps oder Rum greife ich jedoch nicht mehr an, da ich weiß, dass das mein Untergang wäre. Seit ich den Entzug gemacht habe, ist das Verhältnis zu meiner Tochter wesentlich besser geworden. Wir haben nun eine gute Beziehung zueinander. Das verdanke ich wohl auch meinem anderen stationären Aufenthalt in einer Psychiatrie, wo ich meine traumatischen Kindheitserlebnisse aufarbeiten konnte. *Claudia*

Hätte ich diese Frau bloß nie geheiratet!

Ich bereue nicht viel in meinem Leben. Nur eines: Meine erste Ehe. Zwei Jahre war ich mit mei-

ner Freundin und späteren Ehefrau zusammen. Sie arbeitete damals im Schichtdienst in einer Großwäscherei. Sie hatte schon ein Kind, das zum damaligen Zeitpunkt vier Jahre alt war. Sie war im Mühlviertel daheim, ich in Linz. Wann immer wir uns sehen wollten, fuhr ich zu ihr. Doch auf Dauer – da waren wir uns beide einig – war das keine Lösung. Solange wir beide noch Schmetterlinge im Bauch spürten und die »rosarote-Brille-Phase« genossen, war alles in Ordnung. Wir wollten in dieser Phase der Verliebtheit unbedingt zusammen ziehen und bekamen eine große Wohnung in Linz. Kaum zusammengezogen, dauerte es nicht lange und sie war schwanger. Mit zwei süßen Mädchen und dem Haushalt hatte sie genug zu tun. Ich half ihr in meiner Freizeit. Kurz vor der Entbindung passierte mir dann der größte Fehler in mei-

nen Leben: Ich habe sie standesamtlich geheiratet. Ein halbes Jahr nach der Eheschließung war sie schon wieder schwanger, obwohl mir zu diesem Zeitpunkt schon die Lust auf Sex mit dieser Frau gründlich vergangen ist. Sie kümmerte sich immer weniger um den Haushalt und die Kinder. Statt zu arbeiten, besuchte sie diverse Kneipen und trank dort Unmengen an Alkohol. Ich machte ihr Vorwürfe und drohte mit der Scheidung. Sie lachte mich nur aus und sagte: »Dazu gehören zwei.« Mir reichte es. Ich ging zu Gericht und reichte die Scheidungsklage ein. Zu den ersten drei Terminen erschien sie nicht, obwohl sie nachweislich davon Kenntnis hatte. Als sie den vierten Termin auch ignorierte, platzte mir der Kragen. Ich forderte den Richter auf, die Ehe zu scheiden, was mit Hilfe meines Anwaltes auch gelang. Fazit: Die Kinder

wurden ihr entzogen, das dritte Kind wurde zur Adoption freigegeben, da ich durch einen Vaterschafts-Test beweisen konnte, dass ich nicht der leibliche Vater war. Die erstgeborene Tochter wurde dem Jugendamt zur Ob- sorge übergeben, das zweite Mädchen kam in meine Obhut, aber nicht sehr lange. Meine Ex hatte keinerlei Rechte, eines ihrer Kinder zu sehen und das war gut so. Die ganzen Kosten von circa 150.000 Schilling hätte ich mir erspart, wenn ich mehr mein Hirn hätte arbeiten lassen. Heuer habe ich einen Antrag bei Gericht gestellt, dass ein Großteil der Kosten, die damals entstanden sind, durch ein rechtskräftiges Scheidungsurteil von meiner Exfrau durch Pfändung rückgefordert werden. Sollte ich damit ihr Leben und Existenz ruinieren, so lässt mich das so kalt, dass die Hölle gefrieren könnte. *Walter*

**MEHR INFORMATION.
MEHR MÖGLICH.**

**www.land-oberoesterreich.gv.at
hat für jede und jeden etwas:**

- Aktuelle Infos und Leistungen von A bis Z
- Serviceangebote und Förderungen auf einen Klick
- Downloadcenter für Formulare
- Broschüren online bestellen
- E-Government-Dienste nutzen

www.facebook.com/ooe.gv.at

Foto: © de la garza - stock.adobe.com
Bezahlt Anzeige

Winter auf der Straße

Andi und Olaf haben in ihrem Leben alles verloren und versuchen nun, irgendwie durchzukommen



Andi hadert mit dem Schicksal

Stellen Sie sich vor: Sie sind von heute auf morgen obdachlos und haben alles im Leben verloren: Haus, Job, Partner, Freunde, Familie und das Ersparne. Hinzu kommen noch körperliche Wunden, die nicht heilen wollen. Und täglich ist man mit folgenden Fragen konfrontiert: Wo schlafe ich heute? Wo kann ich meinen Hunger stillen?

In dieser Situation befindet sich derzeit der 49-jährige Andi. Der gebürtige Mühlviertler stand vor wenigen Jahren noch mitten im Leben. Als gelernter Maurer baute er vor Jahren für sich und seine Familie eigenhändig ein Haus. »Das ist leider schon Geschichte«, sagt er mit Tränen in den Augen. Seit einem Jahr übernachtet der Endvierziger auf der Parkbank vor dem Linzer Hauptbahnhof, manches Mal auch unter Brücken. Mittlerweile hat er sich an dieses Leben gewöhnt. Er wirkt verzweifelt und ziemlich verloren. Drei Selbstmordversuche habe er überlebt, erzählt er.

Beim ersten Mal schnitt er sich die Adern auf. Eine lange Narbe am rechten Unterarm zeugt von dieser lebensgefährlichen Aktion. Beim zweiten Versuch sollte ihn ein Zug ins Jenseits befördern, und beim dritten hing er bereits an einem Baum. In letzter Sekunde fand ihn dort eine Frau. Sie schnitt die Schnur mit dem Messer durch, welches Andi immer bei sich trägt. »Früher war ich mal ein g'standenes

wurde er arbeitsunfähig. Das war der Anfang vom Ende: Nach einer mehrwöchigen Reha verlor Andi nicht nur seinen Job, sondern auch seine geliebte Frau. Andi verfiel immer mehr der Alkoholsucht. »Mit Bier und Wein wollte ich meinen Kummer ertränken und die körperlichen Schmerzen betäuben«, sagt er mit zittriger Stimme. Tränen kullern über seine Wangen. Sein Blick wirkt verloren. Die Au-

»Mit Bier und Wein wollte ich meinen Kummer ertränken und die körperlichen Schmerzen betäuben.« Andi

Mannsbild«, sagt er. Auf Baustellen habe er »geschuffet wie ein Ochse«. Danach arbeitete er zehn Jahre beim Hochofen in der VOEST. Dort passierte dann auch der schreckliche Unfall. Ein Eimer voll heißer Schlacke kippte in einem Moment der Unachtsamkeit über sein Bein. Durch die schweren Brandverletzungen

gen des bärtigen Mannes beginnen erst wieder ein wenig zu strahlen, als er von den Zeiten erzählt, als er noch ledig und ein Weltenbummler war. Mit seinem Onkel, einem Entwicklungshelfer, war er damals in Südamerika unterwegs, wo er mit echten Indianern zusammenlebte. Dem Vorbild seines Onkels nahei-

fernd, beteiligte er sich später als Maurer bei einem Hilfsprojekt in Nigeria. Gemeinsam mit einem Linzer Pfarrer und Einheimischen baute er dort eine Berufsschule auf. Mit leicht zusammengekniffenen Augen und einem Lächeln zieht er erstmals an der Zigarette. Und heute sei er es, der von der Hilfsbereitschaft seiner Mitmenschen abhängig sei. Fast täglich stellt man ihm einen Sack Lebensmittel auf »seine« Parkbank. »Frau Steffi« habe ihn letz- tens auf der Bank sitzend gesehen. »Andi, was machst du denn da«, habe sie ihn entsetzt ge- fragt. Vor zwei Jahren habe er noch ihre Woh- nung ausgemalt. Sie nahm ihn mit nach Hause, wusch seine Kleidung und lud ihn zum Essen ein. »Das sind die wenigen Lichtblicke mei- nes verpfuschten Daseins«, sagt Andi. »Meine Parkbank hat wenigstens noch Lehnen«, sagt er. »Die in der Innenstadt sind zu schmal und zu kalt, weil sie aus Metall sind.« Der Winter zeigt sich nun von der strengen Seite. Wo übernachtet er? »Im Wald findet man auch immer ein Plätzchen. Mit Plastikplanen, Sty- ropor und Decken werde ich die kalte Zeit überstehen.« Und: »Der nächste Frühling kommt bestimmt«, hofft er zumindest.



Bild links: Andi hat nach einem schweren Arbeitsunfall alles Liebgewonnene in seinem Leben verloren. Bild oben: Olaf hat seine eigene Überlebensstrategie entwickelt.

Auch Olaf schlägt sich durch

Das Klischee vom »betrunkenen, ungewa- schenen, auf der Parkbank schlafenden Sandler« trifft auf Olaf nicht zu. Er wirkt sehr gepflegt. Auch geistig ist er fit. Trotz- dem wurde auch er von einem harten Schicksal nicht verschont.

»Das Letzte, was man verlieren kann, ist der Stolz«, sagt Olaf, und davon habe er zum Glück noch reichlich. Alles andere aber sei »futsch«: Sein Zuhause, der sichere Job als LKW-Fahrer und der Kontakt zu seinen sechs Töchtern. Als er seine Frau mit einem anderen erwischte, ließ er sich scheiden. Dann ging es schnell bergab in seinem Leben. Seit sieben Jahren ist der gebürtige Deutsche obdachlos, arbeitslos, wohnungslos und nicht kranken- versichert. »Ohne Geld gibt es keine Woh- nung, ohne Wohnung keine Arbeit«, erzählt er von dem Teufelskreis, in welchem er sich schon lange Zeit befindet. »Sozial« sei er »recht gut verbandelt«. Unterstützung be- komme er vor allem von den Streetworkern. Essen und Klamotten holt er sich jeden Don- nerstag, wenn der Obdachlosenbus beim Bahnhofs-Areal Halt macht. Auch die Sozial- einrichtungen der Stadt helfen ihm über die Runden: In der Wärmestube und im Of(f)'nstüberl gibt es auch für Olaf täglich warme Speisen. »Betteln ist nicht meine Sa-

che«, sagt er, auch wenn er »arm wie eine Kirchenmaus« sei. So müsse er keine schwe- ren Lasten durchs Leben schleppen. »Mit mei- ner Bankomatkarte gibt's beim Automaten nicht einmal ein Packerl Zigaretten«, sagt er mit einem breiten Grinsen. Damit Olaf geis- tesgegenwärtig bleibt, trinke er den Wein »sehr dosiert«. »Nüchtern bleiben« ist Teil seiner Überlebensstrategie. In der Nacht schlafe er stets mit einem offenen Auge und einem offenen Ohr. Das alles habe er bei der deutschen Armee gelernt. Im Alter von 20 Jahren habe er als Soldat an der russischen

auffraffen.« Er habe aber auch gute Freunde. Zur Not dürfe er bei ihnen übernachten. »Auf den Bänken penne ich nicht«, sagt der 56-Jäh- rige. »Ich schlafe in Kellern, Abbruchhäusern und am liebsten in Neubauten.« Dort finde er bestes Dämm-Material. Auf diesem schlafe er besser als auf jeder Matratze. Was er sich für die Zukunft wünscht? »Eine Garconniere wäre super. Und wieder gesund werden.« Letztes Jahr wurde ihm ein Tumor entfernt. Für weitere Krankenbehandlungen fehle das Geld. So weiß Olaf nicht, ob noch restliche Metastasen in seinem Körper sind. »Die hier«,

»Ohne Geld gibt es keine Wohnung und ohne Wohnung keine Arbeit. Das ist ein Teufelskreis.« Olaf

Grenze gedient und bei Minus 30 Grad viele Nächte im Freien verbracht. »Nur mit Schlaf- sack und einem selbst gebauten Unterschlupf mit Reisig und Kartons«, sagt er. Vor der Kälte hat er schon längst keine Angst mehr. »Was sind schon läppische minus fünf Grad«, meint er und lacht. Sich selbst bezeichnet er als »No- belsandler«. »Mit den Parksandlern da drüben habe er nichts zu tun. Die ziehen einen nur noch tiefer hinunter. Nur wenn ich mir selbst treu bleibe, kann ich mich langsam wieder

sagt er und zeigt dabei auf die Weinflasche, »heilt mich«. Ohne Alkohol könnte er dieses Leben nicht durchdrücken. Mithilfe der Streetworker hat er kürzlich einen Perspekti- ven-Plan ausgearbeitet und beim Magistrat abgegeben. Dieser werde ihm bei der Woh- nungssuche zugutekommen. »Eine Wohnung wäre im Moment das schönste Geschenk«, sagt Olaf, bedankt sich für das Gespräch, schnappt seinen Rucksack und zieht weiter. *Fotos und Text: dw*



Gefangen in einer Gewaltspirale

Eine Frau erzählt, wie es ihr gelungen ist, sich von den Tyrannen zu lösen

Ich erblickte 1964 im Salzkammergut als letztes von insgesamt fünf Kindern das Licht der Welt. Wir hatten alles, was man als Kind braucht: Jeden Tag zauberte Mutter eine gute, warme Mahlzeit auf den Tisch. Meine Eltern waren beide berufstätig. Mutter arbeitete in einer Putzfirma, Vater in einer Fabrik. Jeden Sonntag besuchten sie mit uns den Gottesdienst. Sie waren sehr gläubig und streng, wenn wir uns nicht an Regeln hielten. Doch sie waren niemals gewalttätig. Sie sorgten für uns und gaben uns Geborgen-

heit. Heute frage ich mich oft, warum mein Leben so dermaßen schiefgelaufen ist.

Erster schmerzhafter familiärer Verlust

Meine Schulzeit verlief eher unspektakulär. Nachdem ich eine Lehre als Bürokauffrau absolviert hatte, verliebte ich mich zum ersten Mal und wurde gleich schwanger. Damals war ich erst 18 Jahre alt. Mein Freund und ich heirateten gleich nach der Geburt unseres

Sohnes. Dann jedoch traf mich bereits der erste schwere Schicksalsschlag. Meine Mutter wurde kurz vor Weihnachten von einem Auto überfahren. Der Fahrer hatte seine Windschutzscheibe nicht vom Schnee befreit und sah in der Morgendämmerung nicht, dass meine Mutter die Straße überqueren wollte. Ich war am Boden zerstört. Kurz nachdem unsere geliebte Mutter zu Grabe getragen wurde, erkrankte Vater an Krebs. Er konnte gar nicht mehr operiert werden, da sich die Metastasen schon in seinem ganzen Körper

ausgebreitet hatten. Trotz professioneller Ärzte und Therapien siegte die schreckliche Krankheit. Ich brauchte lange Zeit, bis ich über diese beiden Verluste hinwegkommen konnte. Nach dem Tod meiner Eltern durften mein Mann und ich das Haus übernehmen. Meine Geschwister waren schon ausgezogen. Mein Mann, ein gelernter Mechaniker, ging untertags arbeiten. Ein Jahr später war ich wieder schwanger und gebar einen zweiten Sohn. Ich verbrachte viel Zeit allein zu Hause bei den Kindern. Mein Mann war dann nach seiner

Arbeit immer häufiger unterwegs. Er kam oft erst mitten in der Nacht heim. So blieben sämtliche alltäglichen Pflichten, wie Haushalt und Kinderbetreuung ausschließlich an mir hängen.

Wir lebten uns auseinander und ließen uns scheiden

Ich wurde erneut schwanger. Leider erblickte dieses Kind nicht das Licht der Welt. Im zweiten Schwangerschafts-Drittel hatte ich eine Fehlgeburt. Es folgten danach Wochen schwerer Depressionen. Bis heute habe ich diesen Verlust nicht verkraftet. Zu diesem Zeitpunkt begann die Ehe allmählich in die Brüche zu gehen. Wir lebten uns immer mehr auseinander, bis wir uns dazu entschlossen, uns scheiden zu lassen. Mein jüngerer Sohn wollte unbedingt bei mir bleiben. Der Ältere war bereits volljährig und stand zum Zeitpunkt der Scheidung bereits auf eigenen Beinen. Finanziell ging es mir damals noch recht gut. Da ich sehr spartanisch lebte, konnte ich mir etwas Geld zusammensparen. Auch den Bausparer bekam ich damals ausbezahlt. Als ich wieder Lebenswillen bekommen habe, dachte ich an eine Veränderung. Mein Ziel war es, eine Ausbildung als Altenfachbetreuerin zu machen. Dieser Traum sollte sich aber nicht erfüllen.

Er prügelte mich eines Tages krankenhaureif

Während dieser Zeit lernte ich nämlich wieder einen Mann kennen und lieben. Zuerst hatten wir beide noch Schmetterlinge im Bauch. Doch, als die Rosarote-Brille-Phase endete, entpuppte sich mein traumhafter Liebhaber als Alptraum. Sein wahres Gesicht gefiel mir gar nicht mehr. Da mein neuer Lebensgefährte durch einen früheren Autounfall nicht mehr arbeitsfähig war, war er ständig zu Hause und verfiel seinen unberechenbaren Wutausbrü-

chen. Wenn ihm nur irgendeine Kleinigkeit missfiel, ließ er es an mir aus. Sein schwerer Alkoholkonsum und die Einnahme verschiedenster Medikamente verstärkten seine Aggression nur zusätzlich. Er prügelte mich oft krankenhaureif. Doch ich schwieg, da ich mich sehr schämte. Außerdem war ich ihm ohnmächtig ausgeliefert. So blieb ich bei ihm. Im Nachhinein kann ich heute nicht nachvollziehen, warum ich mich nicht sofort getrennt habe. Auch für mein Kind war die Situation so unerträglich, dass er zu seinem Vater zog und den Kontakt zu mir zur Gänze abbrach. Dies ist bis heute so geblieben. Kurz danach bekam ich ein erstes Kind mit diesem gewalttätigen Mann. Doch auch mit der Geburt unseres gemeinsamen Kindes hörte die Gewalt nicht auf. Als unser Sohn ein Jahr alt war, und mein Mann in seinem Vollrausch wieder einmal auf mich losging und mich prügelte, riefen die Nachbarn die Polizei.

Mein Sohn und ich bekamen Schutz im Frauenhaus

Mein Kind und ich wurden in ein Frauenhaus gebracht. Mithilfe einer Sozialarbeiterin bekam ich eine neue Wohnung. Doch kaum waren mein Kind und ich umgezogen, schon versöhnte ich mich wieder mit meinem schrecklichen Liebhaber. Es dauerte nicht lange und schon wohnte er wieder bei mir. Und dann ließ er wieder seine Maske fallen. Er war dann noch gewalttätiger als zuvor. Zweimal stand die Polizei vor der Tür. Wieder waren es aufmerksame Nachbarn, die auf meine Hilfe-Schreie reagierten. Einmal lag ich bewusstlos am Boden, als die Beamten eintrafen. Ich war dann körperlich so verletzt, dass ich zwei Wochen im AKH Linz stationär behandelt werden musste. Nicht nur schwere Prellungen, sondern ein Rippenbruch und eine Gehirnerschütterung fesselten mich ans Bett. Als ich wieder

ansprechbar war, wurde ich von einer einfühlsamen Polizistin befragt. Ich erstattete dann eine Anzeige – dazu musste ich sehr viel Mut aufbringen. Ängste waren auch dabei. Mein Freund wurde dann sofort wegen schwerer Körperverletzung angezeigt und sogleich in U-Haft genommen. Er wurde für ein Jahr Freiheitsstrafe verurteilt. Endlich gelang es mir, mich endgültig von ihm zu trennen und jeglichen Kontakt zu ihm abzubrechen. Nach der Trennung fand ich eine andere Wohnung in der Nähe von Linz. Es dauerte nicht lange und schon verliebte ich mich erneut in einen Mann. »Dieses Mal wird alles anders«, dachte ich mir. Doch weit gefehlt!

Der neue Liebhaber entpuppte sich als Alkoholiker

Auch da war am Anfang alles eitel Sonnenschein. Wir heirateten kurz nachdem wir uns kennen gelernt hatten und suchten uns eine größere Wohnung. Ein fataler Fehler, denn das vermeintliche Familienglück währte nicht lang. Auch er entpuppte sich schon bald als Alkoholiker. Zuerst dachte ich mir nichts dabei, als er abends beim Fernseh-Schauen drei vier Bier trank. Doch bald wurden es mehr. Vor allem am Wochenende war er abends dann gar nicht mehr ansprechbar. Die Trinkgelage häuften sich dann auch unter der Woche. Es gab keinen Tag, an dem er nüchtern war.

Es kam schlimmer, denn dieser Mann vergewaltigte mich

Bald schon wurde auch diese Beziehung zu einer Hölle auf Erden. Auch er begann mich zu misshandeln, er vergewaltigte mich. Ich hatte Todesängste, da ich dachte, er würde mich nun umbringen. Dieses Mal gelang es mir ohne Hilfe von Außen, mich von ihm zu trennen – ohne Polizei, ohne Sozialarbeiter. Erst danach erinnerte ich mich an meine früheren Träume. Dennoch war ich mindestens ein Jahr nach der Trennung handlungsunfähig. Ich fand eine gute Therapeutin, bei der ich heute noch Gesprächsstunden bekomme. Dank der Psychotherapie bin ich mit meinem inneren Kind in Kontakt gekommen. Heute nehme ich mich zum ersten Mal in meinen Leben selber ernst.

Auf dem Weg zu meinem inneren Kind

Ich habe mein Potenzial erkannt und vor einem Jahr endlich die Ausbildung als Altenfach-Betreuerin abgeschlossen. Um die Männer, die mir den Hof machen wollen, mache ich einen großen Bogen. Zuerst möchte ich eine Beziehung zu mir aufbauen, um überhaupt beziehungsfähig zu sein. Das hat mich das Leben gelehrt. Ich habe noch Angst, doch sie wird weniger. *Foto: Walter Hartl, Autorin der Redaktion bekannt*

Schutz und Hilfe bei Gewalt

Frauenhelpline gegen Gewalt: 0800/222 555

Die Frauenhelpline bietet Erst- und Krisenberatung sowie rasche Hilfe in Akutsituationen. Im Bedarfsfall vermittelt sie an regionale frauenspezifische Gewaltschutzeinrichtungen und Beratungsstellen.

Sie ist österreichweit – rund um die Uhr – 365 Tage im Jahr – anonym und kostenlos erreichbar.

Das Angebot umfasst auch mehrsprachige Beratung, ein Relay-Service für gehörbeeinträchtigte Betroffene und Onlineberatung.

Verkäufer trotzen der Kälte

Wenn es im Winter so richtig kalt wird, ist der Kupfermuckn-Verkauf ein ziemlich harter Job. Umso mehr freuen sich die Verkäufer, dass sie von den Kupfermuckn-Lesern vor allem in der frostigen und dunklen Jahreszeit durch deren Mitgefühl, herzliche Begegnungen und Gespräche, Sach- und Geldspenden und natürlich durch den Kauf der Zeitung unterstützt werden. An dieser Stelle einen herzlichen Dank an alle, die uns seit nunmehr 26 Jahren die Treue halten.

Handschuhe erst bei zehn Grad unter Null

Ich habe im Winter mehrere Lagen an Kleidung an. Handschuhe ziehe ich mir aber erst bei zehn Grad unter Null an. Was mir aber beim Verkaufen im Winter auffällt ist, dass die Leute nicht so schnell in die Hosen- oder Jackentasche greifen, um ihr Portemonnaie zu holen. Denen ist es ja dann auch zu kalt.

Foto: cw, Text: Anton



Im Winter läuft das Geschäft recht gut

Wenn es finanziell zu knapp wird, verkaufe ich die Kupfermuckn. Vor allem zu Weihnachten läuft das Geschäft sehr gut. Da haben die Menschen mehr Mitleid und sind spendierfreudiger. Die Kälte macht mir nichts aus. Früher war ich lange Zeit obdachlos. Deshalb bin ich schon ziemlich abgehärtet. *Foto: dw, Text: Sonja*

Ein echtes Christkind

Da ich am »Heiligen Abend« zur Welt gekommen bin, fühle ich mich wie ein echtes Christkind und genieße die Tage rund um Weihnachten. Gegen die Kälte bin ich gewappnet. Unterm Mantel trage ich drei Pullis und ein T-Shirt. Und wenn es ganz kalt wird, wärme ich mich in Cafés auf und trinke einen Tee, bevor ich mit den Zeitungen wieder unter die Leute gehe. *Foto: dw, Text: Ernst*



Mit Gaskocher und Teekanne

Mein Freund Peter und ich verkaufen meist mitten im Stadtzentrum. Wenn die Grade ins Minus fallen, nehme ich mir immer eine heiße Teekanne mit. Peter hat einen Gaskocher dabei. Zu Mittag wärmen wir uns dann ein schnelles Gericht. So kommen wir gut über die Runden. *Foto: dw, Text: Daniela*

Festes Schuhwerk ist am wichtigsten

Im Winter ist der Kupfermuckn-Verkauf – gerade vor Weihnachten – durchaus etwas lukrativer. Allerdings ist es auch etwas unangenehmer, die ganze Zeit draußen zu stehen. Wichtig ist es, einen überdachten und somit trockenen Standplatz zu haben. Auch festes Schuhwerk ist ganz wichtig, denn die Kälte und Nässe kriecht oft von unten in den ganzen Körper. Dazu noch Haube und Handschuhe. Ebenfalls günstig ist es, wenn man ein warmes Getränk in der Thermoskanne hat. Das wärmt dann von innen. *Foto: cw, Text: Manfred*



Auch im Winter Verkaufen mit Freude

Im Winter ist es schon kalt. Gerade wenn man viele Stunden vor dem Geschäft sitzt. Zuletzt habe ich mir auch mein Knie verkühlt, weshalb ich es zusätzlich eingewickelt habe. Aber dennoch verkaufe ich hier besonders gerne, weil mich die freundlichen Leute schon kennen und ich mir denke, es können meine Freunde sein. *Foto: cw, Text: Rita*



Mit mehreren Jacken bekleidet

Ich habe gleich mehrere Jacken an und noch weitere Schichten darunter. Denn bei meinem Spar in Urfahr, wo ich schon viele Jahre bin, kann es auch manches Mal ungemütlich werden – gerade, wenn der Wind durchzieht. Aber ich will meinen Standplatz hier nicht hergeben, weil mich schon alle Leute kennen und ich meinen Sessel über Nacht auch im Geschäft stehen lassen kann. *Foto: cw, Text: Robert*

Ich erwärme mich an jedem Lächeln

Natürlich ist es im Winter kalt, aber mich wärmt jede freundliche Begrüßung der Leute und jedes Lächeln. Auch kann ich mir bei den lieben Leuten beim »bfi« einen Kaffee holen oder mich im Café »Laguna«, wo auch ganz liebe Leute arbeiten, aufwärmen und dort essen. Insofern ist das Verkaufen der Kupfermuckn schon sehr wichtig für mich, weil ich dann unter Leute komme. *Foto: cw, Text: Gorica*



Rätselecke – Sudoku

Die Grundfläche besteht aus 9 mal 9 Zellen. Mehr oder weniger gleichmäßig verteilt befinden sich dort bereits 2 bis 5 Ziffern. Je mehr Ziffern vorgegeben sind, desto einfacher fällt die Lösung. Alle leeren Zellen sollen so aufgefüllt werden, dass jede Ziffer in einer Spalte (senkrecht), in einer Zeile (waagrecht) und in einem Block (3 mal 3 Zellen) nur einmal vorkommt. Die Rätsel wurden uns gratis von Dr. Bertran Steinsky zur Verfügung gestellt.

2				6				9
	7	1	9		4	8	2	
	3						1	
8	4	5		9		1	6	2
				4				
7	6	9		8		5	4	3
	8						3	
	1	6	4		3	7	9	
3				1				6

		7	4		1	9		
9	8						6	7
7			1		6			2
		9				5		
4			9		2			1
3	9						2	4
		5	8		4	6		

Auflösung auf Seite 22

So wohne ich!

Sonja in Linz



Endlich eine leistbare Wohnung

Seit mittlerweile einem halben Jahr habe ich eine Wohnung im vierten Stock mit Lift, die knapp 40 Quadratmeter misst. Ich mag diese Wohnung, obwohl sie noch nicht fertig eingerichtet ist, sehr. Die Lage, die sehr zentral ist, ist nahezu perfekt. Ich habe alles in der Nähe, was ich benötige. Am Südbahnhof kann ich mich mit frischem Obst, Gemüse eindecken. Da sich dieser direkt vor meiner Haustüre befindet, muss ich nicht weit gehen. Auch eine Trafik ist in unmittelbarer Nähe. Und die Landstraße ist zu Fuß in weniger als zehn Minuten erreichbar. So bin ich nicht unbedingt auf öffentliche Verkehrsmittel angewiesen. Derzeit ist das sehr praktisch, da ich ohnehin nicht gerne eine Maske trage und ich mich auch nicht mit dem Corona Virus anstecken will. Ich bezahle für die Wohnung, die mir auf dem ersten Blick gefiel, nur 280 Euro. Mein Wohn-Schlafzimmer ist praktisch schon fertig eingerichtet. Die Küche braucht noch das eine oder andere Teil, damit ich mich wirklich wohl fühlen kann. Alles braucht seine Zeit und auch Geld. Ich bin froh, diese vier Wände zu haben. Die Sozialarbeiterinnen von der ARGE SIE (Verein Arge für Obdachlose) haben mir sehr erfolgreich dabei geholfen, worüber ich dankbar bin. Aufgrund der Lage möchte ich hier alt werden, denn so eine Wohnung, beziehungsweise Chance, bekomme ich nicht so schnell wieder. In den nächsten Monaten möchte ich alles fertigbekommen, so wie ich es haben will.

Foto: dw, Text: Sonja



Verkäufer Mohammed im Porträt

Kannst du dich deinen Lesern kurz vorstellen?

Ich wurde 1984 in Nigeria geboren. Als ich acht Jahre alt war, starb meine Mutter an Asthma. Ein Jahr später verlor ich auch noch meinen Vater. Leider misshandelte mich die Familie, die mich aufnahm, was auch dazu führte, dass ich mit zehn Jahren weglief. Ein Freund nahm mich auf, und wir machten uns auf den beschwerlichen Weg nach Italien. Leider starb er in der Wüste. Nach über zehn Jahren Flucht erreichte ich schließlich Österreich. Aufgrund meiner traumatischen Erfahrungen leide ich unter einer Vielzahl gesundheitlicher Probleme.

Bist du obdachlos? Wo schläfst du?

Während meiner Flucht war ich meist obdachlos. Manchmal halfen mir freundliche Menschen und ließen mich kurze Zeit bei ihnen übernachten. In Österreich lebte ich zuerst in Wels. Da ich aber in Linz eine Therapie mache, wohne ich jetzt hier.

Was machst du mit dem Kupfermuckngeld?

Mit den Einkünften aus dem Kupfermuckn-Verkauf decke ich meine alltäglichen Ausgaben. Ich verdiene nicht sehr viel, da ich aber keine Familie unterstützen muss, helfe ich gerne auch anderen Menschen in Not.

Was erlebst du beim Verkauf?

Ich verkaufe in Wels und in Schwanenstadt. Die Mitarbeiter des Spars, vor dem ich verkaufe, sind sehr nett. Auch die meisten Kunden sind freundlich. Es gibt aber auch Menschen, die meine Situation nicht kennen und mich beschimpfen.

Was wünschst du dir für die Zukunft?

Vor allem Gesundheit. Ich möchte arbeiten, um meinen Beitrag in Österreich zu leisten. Ich warte auch noch auf einen positiven Asylbescheid und hoffe, für immer in Österreich bleiben zu können. Eines Tages hätte ich gerne eine eigene Familie. *Foto: kk*



Achten Sie auf den Verkaufsausweis

Liebe Leserinnen und Leser!

Bitte kaufen Sie die Kupfermuckn ausschließlich bei Verkäuferinnen und Verkäufern mit sichtbar getragenen und aktuellem Ausweis. Nur so können Sie sicher sein, dass auch wirklich die Hälfte des Ertrages der Zielgruppe zugute kommt. Der Ausweis hat im Jahr 2022 die Farbe gelb. Auf der Rückseite des Ausweises der Linzer Verkäufer befindet sich die Genehmigung der Stadt Linz. 260 Verkäufer waren im letzten Jahr alleine in Linz und Umgebung aktiv. Daneben wird die Zeitung auch in Steyr und Wels von den Tageszentren für Wohnungslose ausgegeben. Unsere Verkäufer sind Wohnungslose und Menschen, die in Armut leben und ihren Lebensmittelpunkt in Oberösterreich haben. Darunter fallen auch Asylwerber und Notreisende aus Osteuropa, denen wir nach Maßgabe von Plätzen eine Einkommenschance geben wollen. Es ist untersagt, mit der Kupfermuckn zu betteln oder aufdringlich zu verkaufen. Um das positive Image unserer Verkäufer zu erhalten und zu stärken, gibt es einige Regeln, welche unsere Verkäufer einhalten sollten wie beispielsweise unaufdringliches, freundliches Verhalten oder Nüchternheit während des Verkaufs.

BEZAHLTE ANZEIGE

**OBdachlose Brauchen
KEIN Mitleid ...**

... SONDERN HILFE!
Solidarität die ins **AUGE** sticht.

Alternative, Grüne und Unabhängige
Gewerkschafter*innen OÖ
Deine schärfste Kraft in AK & ÖGB.



Sudokus Seite 21 – Auflösung:

2	5	4	8	6	1	3	7	9
6	7	1	9	3	4	8	2	5
9	3	8	2	7	5	6	1	4
8	4	5	3	9	7	1	6	2
1	2	3	5	4	6	9	8	7
7	6	9	1	8	2	5	4	3
4	8	7	6	5	9	2	3	1
5	1	6	4	2	3	7	9	8
3	9	2	7	1	8	4	5	6

6	2	7	4	8	1	9	5	3
5	3	4	7	6	9	2	1	8
9	8	1	2	3	5	4	6	7
7	5	8	1	4	6	3	9	2
2	1	9	3	7	8	5	4	6
4	6	3	9	5	2	7	8	1
3	9	6	5	1	7	8	2	4
8	4	2	6	9	3	1	7	5
1	7	5	8	2	4	6	3	9

**BITTE
PERSÖNLICH
NEHMEN!**

VKB | BANK

Für ein lebenswertes Leben
von sozial benachteiligten
Menschen: Ihre Spende für
die Kupfermuckn.
IBAN AT02 1860 0000 1063 5100
BIC VKBLAT2L

www.vkb-bank.at

So geht Nähe!
Jetzt und in Zukunft.



LINZ AG

Aus nächster Nähe. Es hat viele Vorteile, wenn man einander gut kennt und weiß,
dass man einen verlässlichen, regionalen Partner an der Seite hat: www.linzag.at



ARGE TRÖDLERLADEN

- ▶▶ Wohnungsräumungen – Auftragsannahme
Mo. bis Fr. 8-10 Uhr, Tel. 66 51 30
- ▶▶ Verkauf und Dauerflohmarkt
Trödlerladen, Lager Goethestraße 93, Linz
Öffnungszeiten: Di und Do. 10-17 Uhr,
Tel. 66 51 30
- ▶▶ Raritäten und Schmuckstücke
im Geschäft in der Bischofsstraße 7
Öffnungszeiten: Di. bis Fr. 10-18 Uhr
Sa. 10-13 Uhr, Tel. 78 19 86

Kupfermuckn INFORMATION

Redaktionssitzung

Mittwoch, 13 Uhr, Marienstr. 11 in Linz
Wir sind gastfreundlich: Wer mitarbeiten will, kann einfach vorbeikommen! Aber nicht jeder kann sofort Redakteur werden. Erst nach zweimonatiger Teilnahme als Gast kann eine Aufnahme in die Redaktion beantragt werden.

Kupfermuckn-Abo

Die Kupfermuckn ist eine Straßenzeitung und soll daher auch auf der Straße verkauft werden, damit die Straßenverkäufer und Straßenverkäuferinnen etwas davon haben. Wer keine Möglichkeit hat, die Kupfermuckn auf der Straße zu erwerben, kann ein Abo bestellen. Tel.: 0732/77 08 05-13 (Montag bis Freitag: 9-12 Uhr); Preis: 33 Euro

Die nächste Ausgabe

gibt's ab 28. Februar 2022 bei Ihrem Kupfermuckn-Verkäufer.

Verkaufsausweis

Achten Sie bitte auf den aktuellen Verkaufsausweis: Gelb/Schwarz mit Farbfoto und einer Bestätigung der Stadt Linz auf der Rückseite.

Obdachlosenratgeber Linz

Für Menschen in akuter Wohnungsnot hat die Straßenzeitung Kupfermuckn einen Falter mit vielen hilfreichen Adressen herausgegeben. Diesen und weitere Informationen finden Sie unter www.arge-obdachlose.at

Facebook und Kupfermucknarchiv

Die Kupfermuckn ist auch auf Facebook aktiv; Informationen unter <http://www.facebook.com/kupfermuckn>. Auf der Homepage »www.kupfermuckn.at« können Sie im Kupfermuckn-Archiv ältere Nummern herunterladen oder online nachlesen.

Ihre Spende ist steuerlich absetzbar!

Wenn Sie Ihren Namen (muss mit dem Melderegister übereinstimmen) und Ihr Geburtsdatum bei der Überweisung angeben, wird Ihre Spende automatisch von der Steuer abgesetzt. Unser Spendenkonto: Kupfermuckn – Arge für Obdachlose, VKB Bank, IBAN: AT461860000010635860



Solidarität mit wohnungslosen Menschen

Dem Aufruf in der Dezemberausgabe der Kupfermuckn um Spenden für unseren Verein »Arge für Obdachlose« sind viele gefolgt. Auf dieser Seite können wir nur einige Blitzlichter zeigen. »Viele bunte Hände« nennt sich eine Initiative im Mühlviertel mit großzügigen Sach- und Geldspenden (oben). »Wichtel-Challenge« ist eine Initiative, die Weihnachtswünsche erfüllt. Sonja wünschte sich für die neue Wohnung ein Essbesteck (links). Ursula S. füllte über hundert Nikolaussackerl (unten links). Die OÖ Tafel spendete 25 Rucksäcke mit Schlafsack, Isomatte und anderen wichtigen Sachen für Obdachlose (unten rechts). Recht herzlich danken wir der »Obdachloseninitiative.at« für Lebensmittel, Hygieneartikel etc., der Firma »Gebrüder Heizöl Jessl« für Geschenke an unseren Trödlerladen und vielen, vielen weiteren Spendern.

